

Ordnung und Gewalt – oder die Kennzeichen der Herrschaft

von

Wolfgang Hafner, Wirtschafts- und Sozialhistoriker

Gewalt war früher alltäglich und diente der Disziplinierung

Man mache sich keine Illusionen: Wir leben in unserem Land zur Zeit in einer Phase relativer Gewaltlosigkeit, auch wenn in den Medien immer wieder andere Meldungen dominieren. Aber das Hier und Jetzt der drängenden Mediens Schlagzeilen verhindert den kritischen Blick auf die Gegenwart. Noch vor rund hundert Jahren setzten die Menschen viel schneller Gewalt zur Durchsetzung ihrer Wünsche ein. Das staatliche Gewaltmonopol, also das Vorrecht des Staates mit Gewalt seine Gesetze durchzusetzen, war in den Köpfen und der Realität der Menschen noch nicht in der Masse etabliert, wie heute. Der Hang zur Selbstjustiz war gross und hie und da wurde auch massiv zugelangt.

Ich bin im Solothurnischen Jura aufgewachsen und ich mag mich aus meiner Jugendzeit nur an wenige grössere ländliche Festhüttenbetriebe erinnern, in denen es nicht zu einer Schlägerei kam. Körperliche Auseinandersetzungen waren gewissermassen selbstverständlich, wenn nicht sogar eine Attraktion. Gewalt und Abgrenzungskämpfe gehörten einfach dazu. Vielleicht waren dies Schlägereien mit manchmal blutigem Ausgang „natürlicher“ als friedfertige Gewaltlosigkeit. Denn sogar in einer der Bibeln der Hippiebewegung – in „Oekotopia“ von Ernest Callenbach – wird der gewalttätige Kampf zwischen zwei Männergruppen als nützliches Ritual der Selbstprüfung beschrieben, wobei es hin und wieder auch Tote gab.[1]

Was ich in meiner Jugendzeit erlebte, waren vielleicht die letzten Ausläufer unserer Industriekultur. Im ausgehenden 19. Jahrhundert war Gewalt allgegenwärtig. Wer etwa in den Zeitungen aus dieser Zeit blättert, der findet unzählige Artikel von der Art: „Sonntag Abend zwischen 5 und 6 Uhr begab sich die aus Vater, Mutter, 2 Söhnen und 3 Töchtern bestehende Familie Frei von Härkingen, wohnhaft im Rekenkien bei Mümliswil, mit Düngergabeln und Knütteln bewaffnet vor die Wohnung des Ferdinand Latscha, Posamentier daselbst, bei welchem sie im gleichen Hause zu Miethen waren, und verlangten in die Wohnung gewaltsam Einlass. Da er nicht öffnen wollte, so schlugen sie ihm in einer Glashür die Scheiben ein und ebenso die Fensterscheibe. Latscha ermahnte sie, sich sofort zu entfernen, ansonst er von seinem Rechte der Notwehr Gebrauch machen werde. Als dies nicht geschah, nahm Latscha sein Vetterli-Gewehr und feuerte einen Schuss zuunterst in die Thür, vor welcher die Frei waren. Als dies nichts fruchtete, schoss er nach einigen Minuten zum zweiten Mal und traf einen der Eindringlinge (Richard Frei) in die linke Achsel. Die Kugel ging hinten hinaus. Der Getroffene liegt lebensgefährlich darnieder.“[2] Der Grund für den Vorfall waren nicht bezahlte Wohnungsmieten. Damals war der Vorfall in der Regionalzeitung ein paar wenige Zeilen wert, heute würde er vermutlich als Schlagzeile in der Massenpresse die ganze Schweiz aufrütteln. So ändern sich die Massstäbe.

Auch Erziehung bedeutete vor allem die Anwendung von Gewalt. Das Wohlverhalten wurde den Kindern in Elternhaus und Schule mit dem Stock eingepflegt – heute undenkbar. Auch dazu ein Zitat aus einer Zeitung von damals, das wie der oben beschriebene Fall aus dem Jahre 1875 stammt. Man beachte mit welchem sadistischen Wonnegefühl der Autor dieses Berichtes von der Prügelstrafe berichtet: „Sieht sich nämlich der Lehrer genöthigt, zur Aufrechterhaltung der Disziplin gegen einen störrischen und widersetzlichen Rotzbuben den Haselstock anzuwenden und kömmt dann der Bestrafte Mittags oder Abends laut heulend

nach Hause, so empört sich das zärtliche Mutterherz ob der unerhörten Unbill, so der gesegneten Frucht ihres Leibes widerfahren. Sie sucht den „Alten“ im Stall oder in der Scheune auf und wehklagt im das Geschehene, beifügend, sie vermute, der Schulwütherich habe dem Kinde gewiss den „edlen“ Teil zerschlagen, o jeh! Der Junge hört dies und heult nun fortissimo. Endlich wird dem Papa aufs Evidentisch'ste klar gemacht, dass der Junge 1) nichts oder nur Unbedeutendes verübt und 2) vom Lehrer gar entsetzlich und unmenschlich geschlagen worden. Statt nun beim Lehrer sich über den wahren Sachverhalt Kenntnis zu verschaffen und dem schuldigen Buben noch eine Extralektion (an Schlägen) beizubringen, geschieht oft das Gegenteil, das Unvernünftigste...“[3] Selbstverständlich erhielt auch der Lehrer hie und da ein paar Ohrfeigen von aufgebrauchten Eltern oder ehemaligen Schülern.

Flankiert wurde diese Art der körperlichen Disziplinierung – die sich vorwiegend gegen die Kinder ärmerer Bauernfamilien oder von Arbeitern wandte - durch die öffentliche Brandmarkung von Kindern, die unentschuldig in der Schule fehlten. So wurde jährlich eine Rangliste der Kinder in der Zeitung publiziert, die unbegründet in der Schule fehlten. Auch der individuellen, erdverbundenen dörflichen Kultur wurde der Kampf angesagt. So etwa der Verwendung der überlieferten Dorfnamen der einzelnen Familien wie etwa des „Langenhansen Bethli“. Wer diese Namen verwendete wurde von den Lehrern bestraft.

Schule und Fabrik ergänzten sich. Das Zürcher Obergericht hielt beispielsweise in einem Urteil von 1835 fest, „dass dem Inhaber einer ... Fabrik und den von diesem angestellten Aufsehern ein gewisses Züchtigungsrecht zustehen muss.“ Und dies auch gegenüber Erwachsenen.[4] Es wurde mit Gewalt Disziplin durchgesetzt und Normen und Moral buchstäblich in die Körper der Menschen hineingeprügelt. Es galt sich eine sogenannte bürgerliche Lebensweise und Moral anzueignen und von der dörflichen Kultur Abschied zu nehmen. Die Unterschichten wiederum wurden – um mit Foucault zu sprechen – in die Fabriken eingeschlossen, beziehungsweise an sie gebunden (über Einkaufsvorschriften, zurückbehaltenen Lohn etc.), sesshaft gemacht (durch billige Wohnungen und Eigentum), so in ein Netz von Abhängigkeiten zum Unternehmen eingeflochten und auch an ein bestimmtes Sexualverhalten (Monogamie und Rolle des Mannes als Ernährer der Familie etc.) gewöhnt.[5] Dafür – das als Klammerbemerkung - schwängerten die Fabrikherren und die Aufseher die ihnen unterstellten Frauen genauso wie heute Hilfswerkangestellte notleidenden Frauen in Afrika sexuell missbrauchen.

So wurden Moralvorstellungen und unser heutiges weitgehend gewaltfreies Verhalten untereinander in den vergangenen Jahrhunderten von unseren Vorfahren nicht einfach freiwillig akzeptiert, sondern nach dem System Zuckerbrot – etwas weniger – und – vor allem – Peitsche in den Gefühlen der Menschen und in deren Körper festgemacht. Diese stetige Schulung zeitigte Erfolge: Allmählich lernten die Menschen diese Normen zu internalisieren und die Bestrafung von Aussen durch die inneren Zwänge zu ersetzen: Jetzt wurde der Zensor in den Menschen selbst errichtet und Normenübertretungen hatten sich selbst auferlegte Sanktionen zur Folge. Die Etablierung des staatlichen Gewaltmonopols wurde erst da ohne ein diktatorisches Regime möglich, wo bestimmte Verhaltensweisen erfolgreich internalisiert worden waren und gemeinsame Moralvorstellungen sich etabliert hatten.

Vielleicht erinnern sie sich noch an ihre Grosseltern oder Eltern mit ihren zum Teil steifen Formen und Tabus, die sie zumindest in der Öffentlichkeit nicht zu brechen wagten. Hinter diesem Verhalten stand eine generationenlange Normierung. Es ist noch keine dreissig Jahre her, als ich beispielsweise für eine Regionalgeschichte einzelne Menschen befragte und die Interviews zum Teil wortwörtlich niederschrieb. Auch Flüche und Schimpfwörter wurden aufgeschrieben. Mein Vater, dem ich das Manuskript vor dem Druck zeigte, wurde wütend.

Er produzierte aus Protest gar psychosomatische Anfälle.

Dieses Verhalten machte durchaus Sinn. Es galt die Normen, auf denen schliesslich sowohl der Wohlstand als auch die eigene Identität beruhte, nicht zu gefährden. Wer aber die eintrainierten Normen verletzte, riskierte Sanktionen. Man kann schliesslich nicht jeden machen lassen, wie er will: „im gleichen Masse, wie die Vertragsstruktur der Gesellschaft sich ausbreitet, erzwingt sie die Unterwerfung derer, die ihr Spiel nicht mitspielen können. Liberale Gesellschaft und totalitäre Institution funktionieren als dialektisches Paar.“[6] So bedingen sich Gewalt gegen die Anderen oder das Ausgegrenzte, Verdrängte und die Freiheit des Akzeptierten, Integrierten gegenseitig. Die Verwaltung dieser totalen Institutionen aber lag in den Händen der sozial Tätigen, die auch den Zugang oder die Zuweisung kontrollierten.

Auch den Frauen und Müttern kam in diesem Kontext eine wichtige Rolle zu: Während vorwiegend die Männer die Peitsche zur Disziplinierung verwandten und die grosse Einschliessung der Menschen in den Fabriken veranstalteten, verabreichten die Mütter gewissermassen das Zuckerbrot: Selten, so schrieb ein einstiges Fabriklerkind, habe ihn die Mutter ins Bett getragen, „ohne mit ihm zu beten und dann eine kleine Geschichte zu erzählen oder ein hübsches Gedicht vorzutragen“. Die liebende Mutter setzte positive Akzente in der Erziehung hin zu der höheren Moral, zum Ideal. Damit wurde auch die Grundlage für die leidenschaftliche, romantische Dichtung des 19. Jahrhunderts gelegt, Büchners Frage aufgeworfen: „Wer hat das Muss gesprochen, wer...?“[7]

Doch kehren wir wieder in die Niederungen des Alltags zurück: Der Ehemann wurde von der Frau zu ehelicher Treue angehalten. Sie focht den Kampf gegen den Alkoholismus des Mannes aus, der die harte Arbeit und Demütigungen im Suff ertränkte. Die geforderte tragende Haltung der Frau schlug sich auch in der Mode nieder: Eingeschnürt in ein Korsett war sie gezwungen aufrecht durchs Leben zu schreiten. Letztlich ging es darum, die kurzfristigen Verhaltensmuster und sozialen Kodizes der arbeitenden Bevölkerung so zu beeinflussen und umzupolen, dass sie zu wertvollen, das heisst wirtschaftlich interessanten Subjekten dieser Gesellschaft wurden. Sie mussten in die Ökonomie des Beschäftigungssystems integriert werden und einen „vernünftigen“ Umgang untereinander pflegen.

So wurde ein Verhalten modelliert, zu dem auf gesellschaftlicher Ebene zunehmend auch die Sozialarbeit ihre Funktion erhielt, zu einem guten Teil als Fortsetzung gewissermassen der häuslichen Rolle der Frau. Vor allem im angelsächsischen Bereich wurde das „Housekeeping“ betont, also die Rolle der Frau als Verwalterin der häuslichen Angelegenheit, übertragen auf soziale Institutionen wie Gefängnisse etc. Gleichzeitig sollte den Frauen die Möglichkeit gegeben werden, sich ihrer Veranlagung gemäss zu „harmonischer Vielseitigkeit“ auszubilden – am besten in der Pflege des sozialen Zusammenlebens in der Familie und alsbald in weitere Bereiche wie den Kindergarten etc. ausufernd. Harmonie und Gewalt schlossen sich gegenseitig aus. Befriedigungstechniken waren angesagt.

Interessant ist aus einer übergeordneten Sicht, warum und vor allem wie der Armut, Behinderung und andere Abweichungen von der Norm von Seiten des Staates begegnet wurde, um das Staatsmonopol auf Gewalt zu festigen. Grundsätzlich kann hier zwischen einem eher autoritären, konservativ geprägten und einem liberalen Vorgehen unterschieden werden, wobei die Übergänge in der Realität jeweils fliessend sind. Ich will diese beiden Systeme anhand einerseits des sogenannten Kathedersozialismus in Deutschland, andererseits anhand der von liberalen Überlegungen geprägten Idee des Panopticons erklären.

Sozialarbeit als Instrument der Befriedung

Sozialstaat und so auch Sozialarbeit, Betonung der Harmonie und des Staatsgedankens wurde im Gegensatz zu den unruherschaffenden und die soziale Unrast fördernden Arbeitervereinen gegen Ende des 19. Jahrhunderts endgültig – und zumindest im deutschsprachigen Raum – entscheidend von oben her durchgesetzt. Dazu ein Ausschnitt aus Kaiser Wilhelms des I. Thronrede aus dem Jahre 1881, die von Otto von Bismarck verfasst wurde: „Schon im Februar dieses Jahres haben Wir Unsere Überzeugung aussprechen lassen, dass die Heilung der sozialen Schäden nicht ausschliesslich im Wege der Repression sozialdemokratischer Ausschreitungen, sondern gleichmässig auf dem der positiven Förderung des Wohles der Arbeiter zu suchen sein werde. Wir halten es für Unsere Kaiserliche Pflicht, dem Reichstag diese Aufgabe von Neuem an's Herz zu legen, und würden Wir mit umso grösserer Befriedigung auf alle Erfolge, mit denen Gott Unsere Regierung sichtlich gesegnet hat, zurückblicken, wenn es Uns gelänge, dereinst das Bewusstsein mitzunehmen, dem Vaterlande neue und dauernde Bürgschaften seines inneren Friedens und den Hülfsbedürftigen grössere Sicherheit und Ergiebigkeit des Beistandes, auf den sie Anspruch haben, zu hinterlassen.“[8] Damit wurde der Sozialstaat und in dessen Gefolge auch die Sozialarbeit als eine Art von Revolution von oben endgültig institutionalisiert. Gleichzeitig setzten die Liberalen, die sich im Zeichen des Manchesterliberalismus gegen diese sozialen Einrichtungen einsetzten, auch gegen die Vertretung von Arbeiterdelegierten in den Sozialinstitutionen ein. Es war die väterliche Fürsorge, die dominierte. Den Hintergedanken dieses Schachzuges schildert der stockkonservative Bismarck im Zusammenhang mit der Einführung der Rente, deren Ziel es war, „in die grossen Masse der Besitzlosen die konservative Gesinnung erzeugen, welche das Gefühl der Pensionsberechtigung mit sich bringt.“[9]

An diesem obrigkeitlichen Selbstverständnis hat sich bis heute nicht viel geändert. Dieses Selbstverständnis hat auch entsprechende paranoide Ängste sowohl oben als auch unten geschürt und die Errichtung entsprechender staatlicher Institutionen nach sich gezogen. Wer aber dazwischen sitzt – und das sind zu einem guten Teil Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter – der oder die muss sich entweder Unsichtbar machen oder gerät dann in Gefahr, zwischen den Fronten verheizt zu werden. Die zunehmende Bürokratisierung und das sich in der Form an die Welt der Wirtschaft anlehrende Verhalten der zwischen den Fronten stehenden Sozialarbeit ist daher leicht verständlich. Es ist eine defensive Form des Selbstschutzes, verhindert aber auch das Engagement in zukunftsgerichteten, politisch heiklen Projekten. Das musste ich zumindest in der Mitte der Achtzigerjahre als Angestellter des Stadtzürcherischen Sozialamtes erfahren. Ich war gerade arbeits- und perspektivenlos und nahm daher eine Stelle im stadtzürcher Departementssekretariat als Projektleiter, bzw. Projektbegleiter, zuständig für das Quartierzentrum Kanzlei an. Weder Sozial- noch Gemeinwesenarbeiter oder –arbeiterinnen hatten sich für diese Stelle gemeldet. Sie galt als Schleudersitz, da das Projekt von einem Teil der Zürcher Szene gepusht wurde, die auch hinter dem AJZ gestanden waren. Chefin des Sozialdepartements war damals noch Emilie Lieberherr. Ich war unter anderem zuständig für die Koordinierung der städtischen Leistungen für das Zentrum, durfte also das wenige Geld mitverteilen helfen. Als ich damals eines Abends eine Vorstellung im Xenix besuchen wollte, wurde ich buchstäblich hinausgeworfen. Später verstand ich diese Handlung gut. Wer im Sozialamt angestellt war, stand unter Generalverdacht als Spitzel. Das Sozialamt hatte – wie sich später herausstellt – tatsächlich den prominentesten Kanzlacken den Erkundigungsdienst auf den Hals gehetzt und ihr Kommunikationsverhalten – wer hat wo wen getroffen - rapportieren lassen. In der Zeit der Fischenskandale dürfte dieses Vorgehen des Sozialamts kein Einzelfall gewesen sein.

Sozialarbeit als bürokratisch-verwaltungstechnische Tätigkeit

Im Gegensatz etwa zu dieser konservativ-sozialdemokratischen Variante der Sozialarbeit mit ihren verschämten, geheimen Kontrolle richten sich modernere, liberale Vorgehensweisen wieder vermehrt nach angelsächsischen Vorbildern aus. Erkundigungsdienste in der Art, wie sie das Sozialamt der Stadt Zürich noch vor Jahren pflegte, sind hier weniger angebracht. Der orthodoxe Liberale Jeremy Bentham hatte schon gegen Ende des 18. Jahrhunderts eine wissenschaftlich begründete Methode zur Betreuung der Straffälligen, der Armen, der Behinderten und was auch immer so nicht ganz den bürgerlichen Ordnungs- und Normvorstellungen entspricht entwickelt, die Wert auf Transparenz und Offenheit legt. Bentham hat das bekannte Panopticon entwickelt, also die Möglichkeit von einem zentralen Blickwinkel aus in wissenschaftlicher Manier jedes einzelne Objekt in seinem Fortgang zur Besserung (d.h. in seiner Arbeitshaltung) zu beobachten und zu steuern. Das System sollte Sicherheit (durch Schutz in der Institution) und ein regelmässiges Einkommen (durch zugewiesene Arbeit) garantieren. Ziel war immer, dass die jeweilige Institution rentierte, dass Kinder effizient erzogen und Kranke effizient behandelt wurden – so Wolf Rainer Wendt in seinem Buch „Geschichte der Sozialen Arbeit“. Mit der wissenschaftlichen Methode nach strengen bürokratischen Vorschriften wurde die Macht automatisiert, anonymisiert, und entindividualisiert, die Grundlagen für die Planung der Fälle geschaffen. Die Betreuten erhielten hier den Status von Objekten zugeordnet, was wiederum Opfer und Täter zur Folge hat, Rollen, die sich bekanntlich austauschen lassen.

Dieses Modell entspricht in seiner Systematik im Wesentlichen dem modernen Shareholder-Value-Denken. Das Shareholder-Value-Denken geht ebenso von der Pseudo-Individualisierung und klaren Bewertung einzelner Unternehmensprozesse aus. Dabei werden die einzelnen Unternehmensprozesse bezüglich ihrer Rendite berechnet und – falls die Rendite unterdurchschnittlich ist – ausgeschieden. Es ist dieses System, ausgerichtet auf die Berechnung der Differenzen, der Abweichungen und allfälliger Ausschlüsse sowie der Planbarkeit des Wandel, das letztlich die Grundlage der modernen Finanzwelt bildet. Dieses buchhaltungstechnische Erfassen jedes einzelnen Vorganges, dessen planerische Aufschlüsselung und das damit verbundene Denken konnte sich dank des Einsatzes von Computern etablieren. In der Forderung nach konturenlosem Multikulturalismus und der Toleranz queren Verhaltens widerspiegelt sich dieses System mit seiner Pseudovielfalt auf der gesellschaftlichen Ebene.

Die letzte Konsequenz einer Ausscheidung der Nicht-Angepassten ist im Benthamischen System allerdings nicht vorgesehen. Dieser Aspekt des Systems wurde erst in der Zeit des Nationalsozialismus bis zur letzten menschenverachtenden, ökonomischen Konsequenz durchgesetzt, indem der Aufwand für Behinderte etc. berechnet, mit demjenigen für einen Normalbürger verglichen und alsbald das Todesurteil des Nichtangepassten besiegelt war: Shareholderdenken in seiner extremsten Form! Bentham hingegen legt Gewicht auf den Administrator eines Systems, der beispielsweise die Anordnung der arbeitenden Personen so vornehmen muss, dass zielgerichtete Disziplinierung möglich wird: So sollen in Benthams Panopticon beispielsweise Prostituierte neben alte Frauen und geschwätzige Personen neben Taubstummen plazierte werden, alle natürlich unter ständiger Aufsicht. [10] Foucault hat dieses System als „Machttechnik der parzellierenden Disziplin“ beschrieben. Im Grundsatz wird aber bei diesem bürokratisch-administrativen System Macht und Verfügung über den Klienten weniger persönlich als vielmehr vermittelt über administrative Vorgaben ausgeübt. Entsprechend ungezielt dürften daher auch gewalttätige Reaktionen sein: Die Tendenz, dass sich ein Amokschütze irgendeinen oder eine beliebigen Repräsentanten oder eine

Repräsentantin – die vielleicht in Wirklichkeit kaum einen Ermessensspielraum hat - für diese administrative Machtausübung als schuldig bezeichnet und sich entsprechend rächt, dürfte grösser sein als bei einem autoritär-konservativen Regime. Ein Amoklauf wie in Zug, bei dem der Täter auf mehr oder weniger beliebige Menschen schießt, ist ein typisches Kennzeichen einer durch New Public Management und Shareholderdenken geprägten Gesellschaft. Bei einem autoritär-konservativen Regime ist die Zuordnung der Macht leichter möglich, das heisst es kommt im Extremfall zum Tyrannenmord.

Das Sozialsystem und die damit verbundene Sozialarbeit sind Ausdruck gesellschaftlicher Verhältnisse und deren Wandel. Das Selbstverständnis sozialer Arbeit ist wiederum durch das Dazwischentreten, Vermitteln, Anleiten und allenfalls auch Strafen bestimmt. Aber letztlich sind diese Funktionen nur in einer Gesellschaft möglich, die sich nicht abschliesst, die den Übergang zwischen den verschiedenen Kulturen und Verhaltensweisen auch wünscht. Und diesen Schleusenwärtern zwischen „Drinnen“ und „Draussen“ ihre Arbeit ermöglicht und ihnen auch den Raum dazu lässt.

Bringt die wirtschaftlich-gesellschaftliche Entwicklung weniger Gewalttätigkeit?

Die zentrale Frage ist, ob die wirtschaftlich-gesellschaftliche Entwicklung eine Grundlage liefert für diese grundsätzlich harmonische Aufnahme und Akzeptanz von nicht voll integrierten Menschen. Die Frage ist, ob Kants aufklärerischer kategorischer Imperativ Zukunft hat. Denn nach ihm müsste jeder oder jede so leben, dass die Maxime der menschlichen Handlungen allgemein Gesetz sein kann. Es ist der Traum der Aufklärung, der tendenziell in Richtung Mensch ohne Eigenschaft zielt: Je komplexer und verwobener die Menschen untereinander sind, umso eher werden sie in ihrer Haltung ambivalent, verstehen auch ihre Gegner. Oder wie es der Soziologe Norbert Elias ausdrückt: „Wenn die gesellschaftlichen Funktionen und Interessen der Menschen immer weitverzweigter und widerspruchsvoller werden, begegnet man in ihrem Verhalten und ihrem Empfinden immer häufiger einer eigentümlichen Spaltung, einem „Zugleich“ von positiven und negativen Elementen, einer Mischung von relativ gedämpfter Zuneigung und gedämpfter Abneigung in verschiedenen Proportionen und Schattierungen. Die Möglichkeiten zu einer reinen und in keiner Weise ambivalenten Feindschaft werden seltener; und immer spürbarer bedroht jede Aktion gegen einen Gegner zugleich auch in irgendeiner Form die soziale Existenz dessen, der sie unternimmt; sie stört zugleich das ganze Triebwerk der funktionsteiligen Handlungsketten, dessen Teil die bestehende, soziale Existenz beider ist.“[11] Elias hat sein Werk „Über den Prozess der Zivilisation“ angesichts des nationalsozialistischen Wahns verfasst, hoffend, dass sich aufgrund des Entwicklungsfortschrittes dieser Schrecken nicht mehr wiederholt.

Doch bei allen idealistischen Träumen von der Einkehr gewaltfreier Zustände hat dieser Mechanismus nur über kurze Zeiträume funktioniert. So haben sich auch aufklärerische Entwicklungen wie beispielsweise die französische Revolution und deren Slogan von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit zuerst in einer Welle des Terrors durchgesetzt, wobei sich allerdings schon damals die zentrale Frage stellte: Wo eigentlich ist die Grenze, bis zu der der Einzelne auf der Suche nach der Erfüllung seiner Phantasien, des Engagements für sich selber gehen kann. Und inwiefern die Sehnsucht nach Herrschaft und Unterwerfung sowie der damit verbundenen Gewalt durchaus etwas Befreiendes in sich trägt. Die Feinarbeit rund um den Begriff „Gewalt“ offenbart so irrlichternde, absurde Konnotationen und Zuschreibungen. Die nicht reflektierte Angst aber vor der Gewalt kann allzu leicht in eine selbstzerstörerische Falle führen.

Der Marquis de Sade beispielsweise als Libertin ist in seinen Handlungen nur insofern „gewalttätig“, als er seine Gespielinnen zwingt, an seinen Perversionen teilzunehmen – und das war nur ausnahmsweise der Fall. Doch – und dieser Teil des Lebens des Marquis zeigt wie verwirrend vielgestaltig die Realität ist – wurde der Marquis de Sade in der Französischen Revolution, in der er ein vom Volk ernannter Richter war, ins Gefängnis geworfen, weil er sich gegen die Todesstrafe einsetzte. Ich meine nur, es lohnt sich jeweils genau hinzuschauen, was sich in der Realität abspielte und was in der Phantasie geschieht, Ebenen die wir im Zeitalter der virtuellen Realität allzu leicht verwechseln.

Zuspitzende Gegensätze bringen Gewalt hervor – oder das Ende der Aufklärung

Dieser klare Blick ist vor allem angesichts der sich zuspitzenden Gegensätze nötig. Ein Indikator der Zuspitzung ist das zunehmende Gefälle zwischen reich und arm. Dies vor allem in der unser Zeitalter prägenden Supermacht Amerika. So stellte beispielsweise der amerikanische Ökonom Paul Krugman in der New York-Times fest, dass das Mittelklasse-Einkommen einer amerikanischen Familie von 1979 bis 1997 von 41'400 auf 45'100 US\$ zugenommen hat, was 9 Prozent entspricht, gleichzeitig aber das Einkommen des reichsten 1 Prozent von 420'200 zu 1,016 Millionen US\$, was 140 Prozent entspricht. Und dabei schwenken die vor allem eine reiche Klientele vertretenden Republikaner immer mehr nach rechts, während die Demokraten eher auf ihrer Linie bleiben.

Der reaktionäre Trend in den USA hat wiederum nach einer Periode liberalen anything goes, das sogar den Präsidenten Clinton mit seinen sexuellen Eskapaden tolerierte, den rücksichtslos strafenden Vater, der klar zwischen gut und böse unterscheiden kann, wieder inthronisiert. Die Zeit der Aufklärung ist vorbei, das Mittelalter mit seinen Strafen und Foltermethoden ist wieder eingeleitet. Dass es nie gänzlich abwesend war, spielt in diesem Zusammenhang keine Rolle, bekanntlich war die Anwesenheit bei der Vollstreckung eines Todesurteils immer zentral wichtig, um als amerikanischer Präsident gewählt zu werden.

Aber – und das ist der entscheidende Unterschied - neuerdings wird der Bruch mit der in aufklärerischem Gedankengut verwurzelten Menschenrechte sogar offensiv verkündet. Amerikanische, offizielle Fotografen machten beispielsweise die Bilder der Al-Kaida-Gefangenen, die auf das kubanische Guantanamo verfrachtet worden waren. Die Gefangenen waren kahlgeschoren, wie es zu faschistischen Zeiten die Nazis mit den Juden als ersten Akt der Demütigung taten, mit Ohrenschützen versehen, um ihnen Geräusche vorzuenthalten, mit Augenbinden, um sie blind zu halten, und mit Boxerhandschuhen, um sie am Fühlen zu hindern. Die Bilder signalisieren eine klare Botschaft: Wir werden uns notfalls auch an den Wehrlosen rächen und die ihnen zugewiesene Rolle als Opfer in ihren Körpern verankern. Diese öffentlich zur Schau getragene Entwürdigung der Menschen stellt eine klare Überschreitung von Grenzen, eine Missachtung der Menschenrechte dar, die sich in den Köpfen vieler Menschen fest verankert haben dürfte.

Es sind nicht irgendwelche Hasardeure, die hier ein durch und durch entwürdigendes Spiel mit Menschen betreiben, sondern die Supermacht Amerika. Sachliche Erklärungen zu diesem Verhalten gibt es viele. Alle bleiben letztlich unbefriedigend. Hat hier das „objektive“ staatliche Gewaltmonopol eine „subjektive“ Konnotation überstülpt erhalten? Setzt das amerikanische „Empire“ ungeschminkt und rücksichtslos seine Interessen durch, im Stile der vergangenen weltumspannenden Grossmächte wie etwa das britische Commonwealth oder das alte Rom, das unter dem Druck der Völkerwanderung einbrach?

So zeichnet sich das Ende der Epoche aufgeklärter liberaler Haltungen ab. Dazu noch ein Beispiel aus der Praxis: Fragen Sie etwa einen halbwegs vernünftigen Skinhead, warum er Ausländer verprügelt. Wenn der Skinhead– das Beispiel erwähnt der slowenische Psychoanalytiker und Philosoph Slavoj Zizek in seiner Aufsatzsammlung „Ein Plädoyer für die Intoleranz“ – einigermassen seine Handlungen reflektieren kann, wird er durchaus vernünftige Argumente bringen, warum er Ausländer zusammenschlägt. Er wird, um wiederum Zizek zu zitieren „plötzlich wie ein Sozialarbeiter, Soziologe und Sozialpsychologe zu reden beginnen, seine beschränkten sozialen Aufstiegsmöglichkeiten anführen, die allgemeine Unsicherheit aufs Tableau bringen, den Verfall der väterlichen Autorität und den Mangel an Mutterliebe in seiner Kindheit beklagen ... kurz gesagt wird er also ein mehr oder weniger präzises psychosoziales Erklärungsbild seiner Handlungen liefern, das den aufgeklärten Liberalen so lieb und teuer ist.“[12] (p 44) Mit anderen Worten: Der Skinhead „weiss ganz genau, was er tut, hört aber trotzdem nicht damit auf.“ So hat sich das Wissen um die Folgen bestimmter Handlungen vollkommen von der tatsächlichen Handlungsweise losgelöst. Damit ist der Skinhead auch nicht mehr „vernünftig“ ansprechbar. Die Möglichkeit eines sogenannten vernünftigen Umganges mit Gewalt besteht nicht mehr.

Angesichts dieser irrlichternden Gewaltanwendungen kann es nur noch vernünftige Haltungen zur Gewalt geben, die durch politische Positionen geprägt sind. Denn unerklärliche, nicht begründete Gewaltanwendungen werden Realität. Schliesslich bleibt ob der sich anbahnenden Veränderungen nur noch die Hoffnung, dass der Schrecken und die Furcht Teil eines Überganges sind. Oder wie es der Schriftsteller Heiner Müller ausdrückt: „Die erste Gestalt der Hoffnung ist die Furcht, die erste Erscheinung des Neuen ist der Schrecken.“ Letztlich aber ruft das Problem der Gewalt nach einer Moral, die jedoch ihrerseits bloss wieder Rechtfertigung von Gewalt ist. Ich glaube, es gibt keine Lösung dieses Problems. Es gibt nur ein politisches Engagement der Tat, aus dem heraus sich Perspektiven entwickeln können.

Literatur:

[1] Callenbach, Ernest: Oekotopia, Berlin 1981 [2] Hafner, Wolfgang: „Wenn du im Thal aufgewachsen bist...“, Balsthal 1984, Seite 42 [3] Hafner, vgl. oben, Seite 60 [4] vgl. dazu: Jäger, Reto...: „Baumwollgarn als Schicksalsfaden...“, Zürich 1986, Seite 64 [5] Foucault, Michel: « Ueberwachen und Strafen – Die Geburt des Gefängnisses », Frankfurt am Main 1976 [6] Wendt, Wolf Rainer: Geschichte der Sozialen Arbeit, Stuttgart 1995, Seite 106 [7] Büchner, Georg: „Dantons Tod. Die Trauerarbeit im Schönen:“, hrsg. Von Peter von Becker, Frankfurt am Main, 1980 [8] Diehl, Karl und Mombert, Paul (Hrsg): „Sozialpolitik. Ausgewählte Lesestücke zum Studium der politischen Oekonomie“, Frankfurt/Main, 1984, Seite 185 [9] Kurz, Robert: „Schwarzbuch Kapitalismus – Ein Abgesang auf die Marktwirtschaft“, Frankfurt am Main, 1999, Seite 209 [10] Wendt, vgl. oben, Seite 99 [11] Elias, Norbert: „Ueber den Prozess der Zivilisation“, zweiter Band, Frankfurt am Main, 1977, Seite 232 [12] Zizek, Slavoj: „Ein Plädoyer für die Intoleranz“, Wien 2001, Seite 44